

schla
massel
tov

Schlamassel Tov

Projektbeschreibung der Plakatkampagne

Wie wird jüdisches Leben sichtbar gemacht? Durch das Zeigen von Synagogen, jüdischen Gemeindezentren, jüdischen Kulturfestivals, und prominenten jüdischen Persönlichkeiten? Sicher. Aber wer denkt, jüdisches Leben sei etwas komplett »anders« und abgetrennt von »dem eigenen«, täuscht sich. Denn Jüdinnen und Juden leben seit über 1.700 Jahren in Mitteleuropa und haben die Kultur des Kontinents auf viele Arten stark mitgeprägt.

Auch nach der Zerstörung jüdischen Lebens durch die Shoah ist diese Prägung noch zu spüren. Doch manchmal übersieht man, was direkt vor der Nase steht, nämlich wie sehr Kunst, Politik, Mode, Wissenschaft, Sport, Justiz, Politik, Musik und viele weitere Bereiche vom Judentum geprägt sind, auch hier in der Region Stuttgart. Daher beleuchtet die Plakatkampagne genau das, nämlich die kulturellen Verflechtungen in unserem Alltag. Damit regen wir die Frage an: wie jüdisch ist Deutsch eigentlich?

In 10 Motiven, zeigen die Plakate deutsch-jüdische Verflechtungen in der Alltagssprache. Denn unzählige Worte, die im deutschen Sprachgebrauch verwendet werden, sind dem Jiddischen entlehnt. Jiddisch? Das ist eine jüdische Sprache, die im Mittelalter in Mitteleuropa entstanden ist. Viele Worte werden in der deutschen Umgangssprache eingeführt und heute oft verwendet. Dies zeugt von den langjährigen interkulturellen Entwicklungen auch in der Region Stuttgart.

Der Titel des Projektes »Schlamassel Tov« steht sinnbildlich für die tiefe Verflechtung von Kultur. Das Wort *Schlamassel* – dem Duden nach eine »schwierige, verfahrenene Situation, in die jemand aufgrund eines ärgerlichen Missgeschicks gerät« – steht dabei für diese komplexe, manchmal chaotische, aber untrennbare Verbindung – eine Verflechtung, die nicht auflösbar ist. *Tov*, das hebräische Wort für »gut«, zeigt, dass genau in dieser gegenseitigen Prägung, das Schöne liegt.

Doch nicht nur die Sprache ist Zeugnis dieser Verflechtungen. In der Auseinandersetzung mit den Plakaten öffnet sich eine Tür zu weiteren Überlegungen darüber, welche anderen Aspekte des Alltags vom Judentum bereichert ist.

Ein Beispiel hierfür ist das »Sabbatical«, das Thema eines der Plakate ist und das einen noch tieferen Einblick in die Beziehung zwischen den beiden Kulturen gibt. Denn das »Schabbatjahr« wird unmissverständlich vom jüdischen Konzept der Arbeitsruhe abgeleitet, ein Konzept, das über den arbeitsfreien Sonntag seit langer Zeit auch in der nichtjüdischen Welt angekommen ist und im Sabbatical populär wurde.

Die Plakatkampagne soll neugierig machen, auf Begegnung, Bewegung und Austausch. Und aufzeigen, dass auch in kurzen Wörtern oft spannende Geschichten und Abenteuer liegen.

Schlamassel-Tov!

Ich liege nachts wach und frage mich, was ist eigentlich das
jüdische an mir?
Ich bin nicht religiös,
habe seit Jahrzehnten Synagogen nur als Begleitung oder
Touristin von innen gesehen.
Ich trage mein Haar sichtbar (bin eh nicht verheiratet)
Esse Schwein - wenn mir danach ist.
Was für ein Schlamassel!

Ich spreche kein Hebräisch,
arbeite samstags, vergesse die meisten jüdischen Feiertage.
Von einigen weiß ich nicht mal so genau, was zu feiern wäre.
Was für ein Schlamassel!

Bin keine Bundistin,
kenne keine sephardischen Lieder auswendig
oder jiddische Geschichten aus dem Stegreif.
Ich bin nicht in Israel geboren, was für viele Deutsche das
Synonym für jüdisch zu sein scheint,
kann keine mizrachischen Gedichte,
hatte keine Bat Mizwa,
kann mich nicht an Machane erinnern.
Was für ein Schlamassel!

Was ist also das Jüdische an mir?
Sind es die Albträume?
Die drei riesigen Koffer, die ich packe, wenn ich für ein
verlängertes Wochenende das Land verlasse?
Die Lücken in meiner Familienbiografie?
Was für ein Schlamassel!

»Was ist das Jüdische an mir?«
ist auch die Frage nach: Darf ich mich jüdisch nennen, wenn
ich auf der deutschen Checkliste mehr Felder unangekreuzt
lassen muss, als dass ich Häkchen setzen kann?
Was für ein Schlamassel!

Doch dann erinnere ich das Gespräch mit Dir. Der Moment in
dem Wir-zwei-Beide bonden.
Über ein Gefühl, ein Wort, ein Verständnis, einen Blick, eine
Erfahrung.
Und unser Jüdisch-Sein? Verbindet uns! Community.
tov, tov, Masei tov!

Ich erinnere mich in einem Raum voller Gojim zu sein und auf
den einen Gedanken zu kommen, auf den sonst niemand der
Anwesenden kommt. Fragen zu stellen, wenn alle nach
Antworten suchen. Ein Buch zu lesen und Welten zwischen

dem Geschriebenen zu entdecken. Der »jüdische Blick« - Welten und Möglichkeiten.
tov, tov, Masei tov!

Ich denke liebevoll an die Stolperer und tragisch-humoresken Drehungen und Windungen meiner Familie zwischen Trauer und Feier. Zwischen Traditionen leben und schaffen. Jüdische Resilienz und Regidität.
tov, tov, Masei tov!

Ich bestaune die Schätze in meinem Wissen und in meiner Wahrnehmung, von denen ich nicht einmal wusste, dass sie existieren. Gelegentlich, versehentlich stolpere ich über den einen oder anderen von ihnen. An anderen Tagen versuche ich in voller Anstrengung sie in archäologischer Akribie vorsichtig Stück für Stück freizulegen. Ein jüdisches Erbe, ein jüdisches Geschenk.
tov, tov, Masei tov!

Es scheint mir wie Liebe und Liebeskummer gleichzeitig, mein Jüdisch-Sein.
Wie Gedächtnis, Erinnerung, Vergessen, Vorhersehung und Nicht-Wissen in einem.
Es ist wie Luft, die mich durchströmt – etwas, das in mir ist, das ich freisetze und einsauge, Teil von mir ist, von mir wird und mich verlässt, aus all meinen Poren dringt ungesehen und lebensnotwendig.
tov, tov, Masei tov!

Mal leise, wie ein Wispern, eine vage Vermutung, ein unbewusster Reflex. Im nächsten Moment ein lautes Tosen, gelernte Anstrengung. Es ist eine fremde Galaxie in mir, ein noch fremderes Universum so weit von mir entfernt, dass ich es niemals ganz greifen werden kann.
tov, tov, Masei tov!

Es ergreift mich die schläfrige Gewissheit, dass mein Jüdisch-Sein keine Kippa auf einem Kopf ist, die von zweifelnden Winden davon geweht werden kann. Sondern die Wurzeln, die mich fest in einer - meiner - dieser Welt verankern.
tov, tov, Masei tov!

Ein Seufzer noch, bevor der Schlaf mich vollends ergreift.
Mein Jüdisch-Sein: Schlamassel-Tov

Debora Antmann

Dufte

Dufte find ich Dich. Und schnieke und schejn.
Einfach atemberaubend.
So arg schlimm wunderbar,
dass die Wörter meiner Sprache nicht ausreichen,
um zu sagen,
wie lieb ich Dich hab.
Dufte find ich Dich. Und schnieke und schejn.
Dufte find ich Dich. Und schnieke und shejn.
tov meod, also mega gut.
So arg schlimm wunderbar,
dass ich auch neue Wörter erfinde,
um Dir zu sagen,
wie schön ich Dich find.
Dufte find Dich. Und schnieke und scchejn.
Dufte find ich Dich. Und schnieke und shejn.
ein Traum bist Du mir.
So arg schlimm wunderbar,
dass ich nicht mehr aufwachen will,
um mit Dir,
für immer chalojmnik zu leben.
Dufte find ich Dich. Und schnieke und shejn.

Ramona Ambs

Ich find dich dufte

Hey.
Du bist keine Blenderin.
Kein Glanz ohne Grund.
Du hast Haltung, Verstand
und ein Herz,
sie halten dich gesund.

»Dufte«, sagen wir.
Ein Wort aus'm Jiddischen.
Alt und lebendig.
Wie du.
Wie er.
Wie ich.

Du brauchst kein Rampenlicht.
Kein großes Getue.
Du bist da.

Leise.
Echt.
Mit Gespür.

Nicht nur nett.
Nicht nur cool.
Du bist wie sie:

Wie eine Oma,
die als Kind
ihre Heimat verlor,
ihre Sprache,
ihre Eltern,
ihr Lachen.

Und es trotzdem
wiederfand.

In Witzen.
In Küchendüften.
In offenen Fragen,
die dem Erlebten Raum geben.

Sie kennt Schmerz –
und sie spricht darüber.
Macht Witze mit Würde,
mit Leben im Gesicht.

»Dufte«,
das sagt sie,
wenn jemand was taugt.

Nicht laut,
aber klar –
und du weißt:
Sie vertraut.

Du bringst Tiefe ins Wort.
Gibst dem Alltag Gewicht.
Du bist kein Glitzer –
du bist Licht.

Also spread deine Vibes.
Sei klar.
Sei tough.

Denn:
Ich find dich dufte.
Ist mehr als nur »Love«.

Lior Smith

Jetzt aber mal Tacheles

Tacheles heißt:
Nicht schweigen,
nicht lächeln, wenn's weh tut.
Nicht tun, als wär nix.
Nicht warten, bis's kracht.

Tacheles kommt aus dem Jiddischen.

תכלית – das Ziel
Nicht das Gerede drumrum.
Das, worum es wirklich geht.

Also sagen wir's:
Antisemitismus ist da.
Nicht irgendwo –
hier.
Nicht irgendwann –
jetzt.

Er lebt in Blicken.
In Witzen.
In Worten,
die meinen, sie seien harmlos.

Und jüdisches Leben?
Ist nicht Geschichte.
Es ist Gegenwart.
Nachbarin. Freund. Kollegin.
Und manchmal auch du selbst.

Tacheles heißt:
Nicht über uns –
mit uns.
Nicht wegsehen –
einstehen.
Nicht irgendwann –
heute.

Lior Smith

Was für eine Chuzpe

Eine fremde Frau greift mir im Aufzug ungefragt ans Brustbein um meinen Davidstern anzufassen: Was für eine Chuzpe!

Ein Mann macht Karriere mit einer erfunden jüdischen Biografie: Was für eine Chuzpe!

Manfred sagt jüdische Rituale sind ein Widerspruch zu linker Haltung, aber Weihnachten sei neutral: Was für eine Chuzpe!

Silke sagt, sie könne nicht antisemitisch sein, weil ihr Kollege Jude ist: Was für eine Chuzpe!

Helmut sagt wc-Deutsche, die Klezmer spielen seien keine kulturelle Aneignung: Was für eine Chuzpe!

Frau Keller sagt ihrer 10. Klasse der Nationalsozialismus sei jüdische Geschichte: Was für eine Chuzpe!

Simon behauptet es gäbe heute keinen Antisemitismus mehr: Was für eine Chuzpe!

Britta erklärt ihrer Kirchengruppe „Vaterjuden“ seinen keine Juden: Was für eine Chuzpe!

Die Presse sagt die »Judensau« sei ein wichtiges historisches Zeugnis: Was für eine Chuzpe!

Martin und Helga glauben bei einem Bierchen die Lösung des Nah-Ost-Konflikts gefunden zu haben: Was für eine Chuzpe!

Olaf sagt, es braucht keine jüdischen Feiertagswaren in deutschen Geschäften: Was für eine Chuzpe!

Inge sagt Jüd*innen seinen zu empfindlich: Was für eine Chuzpe!

Rudi spricht vom »christlich-jüdisches Abendland«: Was für eine Chuzpe!

Lore sagt, zu fragen, ob Schwein im Essen ist, sei unhöflich: Was für eine Chuzpe!

Heinrich fragt, wie meine Familie überlebt hat, findet aber die Frage, was seine Familie während der Shoah so getrieben hat unangebracht: Was für eine Chuzpe!

Svenjas Oma sagt, sie hätten viel mehr gelitten, als die Juden: Was für eine Chuzpe!

30% der Deutschen glauben ihre Vorfahren hätten während des Nationalsozialismus potentiellen Opfern geholfen: Was für eine Chuzpe!

Einmal im Jahr behauptet die Politik »Nie Wieder«: Was für eine Chuzpe!

Eine Frau, ein Mann, Manfred, Silke, Frau Keller, Simon, Britta, Martin und Helga, Olaf, Inge, Rudi, Lore, Heinrich, Svenjas Oma, 30% der Deutschen, die Presse, die Politik: Was für eine Chuzpe!

Debora Antmann

Es war einmal ein magisches Kaff am Neckar

Es war einmal, vor gar nicht allzu langer Zeit, an einem Ort nicht weit von hier, da gab es ein richtiges *Kaff* (jiddisch für »Dorf« aus dem hebräischen »Kfar«). Aber es war kein »langweiliges Dorf«, wie es der Duden definiert, sondern magisch.

Denn eines Tages, im Jahr 1938, zogen dunkle Wolken auf und warfen lange Schatten. Der viel kleinere Dorfteil, der schon seit Jahrhunderten da war, war plötzlich von Zerstörung bedroht. Da erschien der Allmächtige selbst. Er teilte das Kaff in zwei. Dann hob er den viel kleineren Teil, der schon seit Jahrhunderten da, aber nun vor Zerstörung bedroht wurde, mit sich in den Himmel. Er trug es über das Mittelmeer und setzte es auf einem kleinen, staubigen, aber den Einwohner*innen bekanntes Stück Land in Sicherheit ab.

Es wurde Tag und Nacht malocht. Die Kehrwoche war nicht die einzige Form der Gemeinschaftsarbeit. Die ersten Häuser wurden gemeinsam errichtet, auch das Land wurde gemeinsam bewirtschaftet und die Ernte untereinander aufgeteilt. Mit der Zeit wuchs der alte, schwäbische Dorfteil zu einem neuen Kaff – oder wie es dort von den Dorfbewohner*innen in der wiederbelebten Sprache benannt wird, ein »Kfar«. Sie nannten das neue Dorf »Shavei Zion«, was »Rückkehr nach Zion« bedeutet. Und obwohl die schwäbische Sprache dort mit der Zeit verschwand, werden in dem Ort auch heute noch ab und zu Linsen mit Spätzle gegessen.

Wenn Sie die ehemalige Synagoge in Rexingen besuchen, können Sie mehr über diesen magischen Auszug und die Verwandlung des Kaffs erfahren. Und wenn Sie den Baum der Erinnerung gießen, kann der Baum am Neckar groß wachsen. Und wenn unsere Kinder und Enkelkinder das gleiche tun, könnten sich die Äste in den Himmel hoch strecken und sogar über das Mittelmeer wachsen.

Und wenn es so weiter ginge, könnten sich der Baum in Rexingen und die Bäume von Shavei Zion so weit nähern, dass sie sich eines Tages berühren. Und irgendwann, in der nahen oder fernen Zukunft wachsen sie zu einem großen Wald der vereinten Menschheit zusammen.

»Ganze Woche Hart Malocht«

Ein Satz, der nach Fleiß klingt. Nach Schichtbeginn.
Nach Schweiß auf Stirnen, die selten erwähnt werden.
Malochen – das Wort stammt aus dem Jiddischen.
Es kam mit Menschen, die hier Arbeit fanden,
aber oft keine Anerkennung.

In der Zeit des Nationalsozialismus mussten viele unter
Zwang schuften –
Zwangsarbeit war Teil der Schoa.
Ein Verbrechen.
Und doch wurde auf ihrer Arbeit aufgebaut.
Die Kinder der Überlebenden erzählen heute ihre
Geschichten.

Später kamen Menschen aus der Türkei, Griechenland, Italien,
den Balkanstaaten.
Sie folgten dem Ruf der Wirtschaft –
nicht aus Reichtum, sondern aus Hoffnung.
Sie haben malocht.
Und sind geblieben.
Nicht Gäste – sondern Teil dieser, unserer Gesellschaft.
All ihre Kinder und Enkel schreiben längst mit an unserer
Zukunft.

Wer malocht hat, hat mehr verdient als nur Erinnerung.
Sie haben Anteil verdient.
Und Mitbestimmung.
Diese Region ist gewachsen auf vielen Schultern.
Jetzt ist Zeit, dass wir gemeinsam weitergehen.

Lior Smith

Glaub' nicht jeden Schmu

Schmu – das ist Jiddisch für Gerede, Beschiss, Blendwerk.
Man erkennt es nicht immer auf den ersten Blick.
Manchmal trägt es Anzug.
Oder kommentiert unter Klarnamen.

Das neue Nationaltrikot? Pink und blau.
Ein Farbverlauf, der Diskussionen ausgelöst hat.
Als ginge es beim Sport nicht um Haltung,
sondern um Hosenfarbe.

Dabei liegt genau hier die Wahrheit:
Starke Farben machen sichtbar.
Dass Vielfalt längst dazugehört.
Auch im Stadion. Auch in der Sprache.

Was viele nicht wissen:
Das Dirndl – Inbegriff von Heimat –
wurde von einer jüdischen Textilfamilie aus Schwaben
neu gedacht, geschneidert, sichtbar gemacht.
Jüdische Geschichte ist deutsche Geschichte.
Nicht Beiwerk. Teil des Gewebes.

Also:
Glaub nicht jeden Schmu.
Nicht über Trikots.
Nicht über Menschen.
Nicht über uns.

Wer Demokratie will, muss genauer hinsehen.
Und öfter widersprechen.

Lior Smith

Risches und Zorres

Zorres

entspricht dem deutschen Ärger/Unglück

bedeutet im jiddischen: Ärger/Unglück

vom hebräischen צרה

Risches

entspricht dem deutschen Bosheit

bedeutet im jiddischen: Antisemitismus

vom hebräisch רשעות

Risches und Zorres sind Zwillinge. Zumindest tauchten sie bei meiner Oma meistens im Doppelpack auf. Und zwar immer dann, wenn ich das Haus verlassen wollte.

Mach mir nicht kein Zorres und kein Risches! pflegte sie zu sagen, während sie mir den Reißverschluss meines Anoraks hochzog...

Die Zwillinge gab sie mir immer mit auf den Weg.

Wobei Zorres vielleicht doch eher der kleinere Bruder der beiden Wortgeschwister ist, denn er ist harmloser und unschuldiger.

Zorres kann jedem mal passieren. Zorres kommt und geht.

Zorres ist der Luftmensch unter den Malaisen des Lebens.

Über Zorres kann man vielleicht irgendwann mal lachen.

Über Risches nie.

Risches ist unglaublich viel schwerer. Risches riecht nach Angst und Vernichtung. Risches ist ein Schuh aus Beton, wenn Du tanzen willst.

- Nichtsdestotrotz sitzt Risches bei uns mit am Küchentisch.

Du verschüttet ein Glas Milch und Oma hebt verzweifelt die Hände und jammert: Pass bloß auf, dass Dir das nicht woanders passiert. Das macht Risches! - und neben der Milchpfütze liegt die Shoa auf dem Tisch und guckt Dich an. Oma holt den Lappen und wischt alles weg. Nur nicht unangenehm auffallen, bloß den Judenhassern keinen Vorwand liefern, damit sie gegen uns losschlagen können... auf keinen Fall vergessen, dass Du Jude bist. Das macht Risches.

Über Risches lacht man nie.

Den Risches meiner Oma hab ich aus meiner Sprache verbannt.

Ich weiß, dass ich nicht schuld bin am Risches in der Welt.

Auch nicht, wenn ich meine Milch verschütte.

Noch nicht mal, wenn ich mal irgendwo unangenehm auffalle.
Risches gibt es, weil ich existiere.
Und ich existiere nunmal. Meistens sogar sehr gerne.
Und am liebsten ohne Risches.
In der Sprache.
Und in der Welt.
Den Zorres hingegen haben wir behalten. Der ist ein
harmloser Geselle.
Zorres kann jedem mal passieren. Zorres kommt und geht.
Zorres ist der Luftmensch unter den Malaisen des Lebens.
Über Zorres kann man vielleicht irgendwann mal lachen.
Den Zorres, den wir haben, den haben wir beinah schon lieb.

Ramona Ambs

»Ich brauche ein Sabbatical«

Vier einfache Worte, die das Gefühl zum Ausdruck bringen, genug malocht zu haben. Stattdessen sehnt man sich nach Arbeitsruhe, Erholung und Sonderurlaub. Vielleicht sehnt man sich auch nach einem Tapetenwechsel, einer Weltreise, oder nach Zeit für eine spirituelle Erneuerung.

Doch schauen wir das Plakat genauer an, entdecken wir, wie das Wort »Sabbatical« von einem zweiten Wort umschlingelt ist, und zwar »Schabbatjahr«. Und plötzlich spürt man beim »Sabbatical«, nach dem wir uns sehnen, eine verborgene Geschichte und eine tiefere historische Einbettung, die einem vielleicht ungewiss ist. Denn das Wort »Schabbat« ist uralte. Und alle kennen ihn als den jüdischen Ruhetag.

Wie konnte aber der jüdische Ruhetag so weit durch Zeit und Raum wandern, dass er plötzlich da ist, wo man ihn nicht erwartet? In unserer Alltagssprache? Auf diesem Plakat? Und was hat das mit dem Sabbatical zu tun, das wir uns so dringend wünschen?

Schabbat wird aus der Schöpfungsgeschichte abgeleitet. Man erinnert sich daran, dass der Schöpfer am siebten Tag ruht. Die Zeit wird eingeteilt. Was für ein Umbruch!

Die Arbeitszeit wird eingeschränkt. Dabei ist der Ruhetag nicht bloß ein Tag, um die eigene Arbeitskraft wiederherzustellen. Schabbat ist die Krönung der Woche. Der Ruhetag wird zu etwas Heiligem erklärt, um an das Heilige bei den Menschen zu denken. An die Würde der Menschheit. Wir sind keine Maschinen. Wir sind nicht da, um zu schaffen, noch um ausgebeutet zu werden. Und diese Wahrheit, diese Haltung, soll über allem stehen – am Schabbat.

Aber was hat es mit einem Schabbat*jahr* auf sich? Am siebten Jahr soll auch das Feld ruhen und nichts Neues gepflanzt werden. Auch die Schulden werden in diesem Schabbatjahr (»Schmittajahr« im hebräischen) gestrichen, denn man soll wieder frei werden.

Und die Geschichte bleibt nicht stehen. Gute Ideen sterben einfach nicht. Sie sind ansteckend. Sie werden weiterentwickelt - mal mit, mal ohne Glauben. Forderungen nach einem 8 Stunden Tag, nach einem Wochenende, nach einem geregelten Feierabend, nach Urlaubszeit sowie nach dem Sonderurlaub, dem »Sabbatical.«

Zugegeben, die Geschichte ist lang und komplex. Und um zu erklären, wie das alles genau kam, braucht man Zeit, viel viel Zeit. Vielleicht sogar ein ganzes Schabbatjahr?

KulturRegion Stuttgart

ZOFF.

Ein kurzes, hartes Wort.
Es klingt nach Krach, nach Ärger.

Also der Anfang vom Ende? Oder vielleicht auch umgekehrt?

Möglicherweise beginnt die Geschichte dieses Wortes genau dort, wo eigentlich etwas aufhört: beim »Sof«, dem hebräischen Begriff für »Ende«. Im jiddischen gab und gibt es die Redewendung »mieser Sof« als ein »böses Ende«. Doch Sprache entwickelt sich laufend weiter und so wurde aus dem »Sof« der »Zoff«, der sich im Deutschen bis heute als Ausdruck für Streit behauptet.

Also - Bloß keinen Streit! Bloß kein Zoff!

Oder vielleicht doch eher: Zofft Euch? Für weniger Zoff?

Für kultivierten Streit.

Denn sich zu »zoffen« bedeutet keinen blinden Zorn, keine verletzende Eskalation. Natürlich eine Meinungsverschiedenheit, auch mal heftig, aber auf Augenhöhe. Eine Kultur des Streitens, in der es nicht um das Gewinnen geht, sondern um das Verstehen. Der andere ist kein Feind, sondern ein Gegenüber. Jemand mit einer anderen Perspektive – und gerade die ist wertvoll.

Zoff kann daher ein Geschenk sein – wenn wir uns darauf einlassen. Wenn wir Mut haben, die Stimme zu erheben, aber vielleicht noch mehr Mut, uns auch anderen Perspektiven zu öffnen. Dann wird ein Streit zur Klärung. Macht Luft, ohne sie zu nehmen. Sodass wir uns danach in die Augen blicken können – nicht errötend, sondern mit Verständnis: Ich habe dich gehört.

Guter Zoff ist unbequem, ja. Aber auch notwendig. Denn ohne ihn gärt das Unausgesprochene, bis es sich entlädt – schmutzig, verletzend, zerstörerisch.

Wir brauchen mehr Zoff. Mehr offenen, ehrlichen, respektvollen Streit. Zoff, der uns reibt, nicht reißt. Der uns fordert, nicht verletzt. Der uns auseinanderbringt, um uns wieder zusammenzuführen.

Zoff als Brücke, nicht als Bruch.
Zoff, nicht als letztes Wort, sondern als ein Anfang des Verstehens.

KulturRegion Stuttgart

Mond aus Pappmachée

Es ist drei Uhr nachts, über mir fliegt ein Mond aus Pappmachée, hinter mir wachsen 3 Türme des World Trade Centers in den Himmel und kratzen sich. An mir läuft ein Mensch mit einem Krokodilschwanz vorbei, hält Händchen mit einem Spaghetti Monster. Ich fliege! Entlang von sich langsam ausdehnenden Dunststreifen. Wo bin ich?

Langsam, dann immer schneller lösen sich die Wolken neben mir auf und ich erkenne - das Ende der Welt. Es ist flach. Sie ist flach! »*Sie ist flahaaach!*« Plötzlich bäumt sich vor mir ein riesiger Mikrochip auf, Milliarden Mikroprozessoren fächern sich auf, endlose Straßen aus Silizium führen irgendwo hin. Der Chip beginnt zu flimmern, wird zum Ufo, flackert - platzt! Vor der Flammenkulisse fährt ein Taxi ein - drei Typen steigen aus, nein sieben, nein siebzehn. »*Drück auf Play!*« schreien sie mir zu. »*Ich verstehe nicht?*«, »*Du sollst auf die Klingel drücken, den Kanal, du sollst den Kanal abonnieren...*« ruft der eine zu mir »*Wake up – work out – nein, wake up!*«, der andere. Die Worte laufen aus ihnen heraus, ohne dass ich sie verstehen kann, sie setzen sich auf kleine Schafe und galoppieren davon. Eine Werbestimme haucht mir zu: »*Du musst sie inhaltlich stellen, Baby! So!*« Sie greift nach dem Bein eines vorbei galoppierenden Schafes, wird mitgerissen und verschwindet hinter der flachen Linie des Horizonts. Ein kalter Wind heult auf: »*Lügenpresse, Mühlenfresse, kühle Blässe, Füßennesse!*«. Ich schaue neben mich hinunter – ein kleines Schaf steht da, wir schauen uns tief in die Augen. »*Ist das das Ende?*«, frage ich, »*Hatten die Majas doch recht? Ist das das Ende von allem?*«, »*Laber doch kein Stuss!*«, antwortet das Schaf und gähnt.

Stuss kommt aus dem Jiddischen: shtus < oder auch auf hebräisch שֶׁטֶט und bedeutet *Unsinn, Torheit*. Stuss ist nicht einfach Irrtum. Stuss ist das luftige Irgendwas zwischen Gefühl, Geraune und der Google-Suche morgens um drei Uhr. Stuss will nicht überzeugen, sondern verwirren. Wo Unrecht sich im Streit korrigieren lässt, macht sich Stuss aus dem Staub. Stuss lacht über Logik, flüstert »*Denk doch selbst!*« und gibt sich dabei rebellisch.

Wie viel wiegt der Abstand zwischen Unsinn und Torheit?

Der Volkskundler Abraham Tendlau berichtet in seiner Sammlung *Jüdische Sprichwörter und Redensarten* (1860) von einer Lebensweisheit Frankfurter Juden: »*Unrecht ist mir*

lieber als Stuss«. Die Idee gehe dabei auf die Sprüche Salomos in der Tora zurück. Denn dem Unrecht kann man sich widersetzen, der Narr aber bleibt bei seiner Narrheit. Unrecht lässt sich diskutieren. Stuss entzieht sich. Genau das ist das Problem. Wie beim Hütchen spielen, wird das Thema gewechselt, oder die Quelle, oder das Weltbild. Und je unglaublicher der Unsinn, desto sicherer fühlt man sich darin.

Verschwörungstheorien sind eine besonders elegante Form von Stuss. Sie geben dem Chaos Sinn und dem Zweifel ein Zuhause. Verführerisch einsteigerfreundlich. Ein berühmter Politiker drohte: »*Flood the zone with shit*«. Dem Stuss kommt man oftmals nicht mehr hinterher. In diesem Sinne, »*Chill Baby, chill!*«

KulturRegion Stuttgart

Ein Projekt der KulturRegion Stuttgart

gefördert von



**Berthold Leibinger
Stiftung**